

---

## **>>Das Schreiben der (Fall)geschichte<< Was französische Analytiker von Fallgeschichten erwarten<sup>1</sup>**

Katrin Weber

Als Literaturwissenschaftler hat man zwangsläufig eine andere Perspektive als ein Kliniker oder ein Sozialwissenschaftler, für die sich der Wert einer Fallgeschichte nach ihrem Nutzen bemißt, d.h., danach, ob sie etwas abbilden, darstellen oder auch verstehbar machen kann. Die Literaturwissenschaften interessiert der Text oder das Kommunikationsmittel Fallgeschichte, weil dieser „Grenzfall der Literatur“ hilft, zentralere Aspekte besser zu verstehen. Beide Sichtweisen überschneiden sich im Wunsch nach Texten, die den Kern der Fallgeschichte, den Fall, in sich reflektieren können. Ich hoffe in diesem Sinne, daß mein Rückgriff auf literaturwissenschaftliche Modelle nicht zu fremd erscheint und diese, etwas theoretische, Beschreibung als Versuch verständlich wird, Fallgeschichten in Hinsicht auf die lebendige und reflektierte Darstellung von Fällen auszuloten.

Mit der französischen psychoanalytischen Fallgeschichte steht nun eine Textform zur Diskussion, die bis auf einige Kinderfallgeschichten und protokollierte Erstgespräche zur Novellenform tendiert und zwar häufig schöne und manchmal auch berührende Geschichten entwirft, aber vom Fall selber nur sehr indirekt, durch die Augen eines Autors und seines Ich-Erzählers berichtet. Insofern paßt es gut, daß diese Präsentation im ersten Teil des Bandes steht: Diese Texte sind allenfalls Auftakt zur Arbeit mit Fällen, vielleicht auch Texte, die diese Arbeit unterstützen, insofern die Aufgaben, die das Erzählen übernehmen kann, nicht zu unterschätzen sind: Aber es sind Texte, die zur Erforschung der Realität nicht wirklich geeignet sind, und die diesem Anspruch auch gar nicht wirklich standhalten wollen, da sie etwas anderes wollen – worum im folgenden gehen wird.

Es sind darüber hinaus Texte, die man manchmal wegen ihrer sehr bewussten Verwendung von Sprache, Argumentation und ihres Sprachwitzes genießen kann, mich wegen ihres Desinteresses an lebendiger Darstellung, an Zuwendung des Autors zu seinen Schreibobjekten allerdings auch häufig erschreckt haben, weil man nie weiß, ob es sich nur um mangelnde narrative Fähigkeiten handelt, oder aber um ein korrektes Bild der Atmosphäre einer Behandlung, in der wegen der Faszination

---

am Unbewussten die Bedürfnisse des Patienten und seine tatsächliche Realität aus dem Blick verloren wurden (dieses kritisiert schon Viderman 1970). Viele französische Fallgeschichten sind im Übrigen vom Einsatz der Theorie her weit spekulativer und von der Darstellung des Geschehens noch weit selektiver als Freuds Fallnovellen. Ihre idealen Leser sind nicht unbedingt Analytiker, aber sie sind an der Psychoanalyse als Teil der französischen Geisteskultur interessiert, ihre Wirklichkeit ist eine psychoanalytische, die zwar sehr breit gefächert sein kann, aber sich dem Blick von außen zu verwehren versuchen, der die psychoanalytische Wirklichkeit eventuell. als soziale und kommunikative Rahmung (wie in Deutschland lange schon etabliert, vgl. Wodak 1981 und Flader et al. 1982) beschreiben könnte. Diese Texte sind daher weniger in einem wissenschaftlichen oder klinischen Rahmen interessant, als in einem Rahmen, der ihren schwierigen Aspekten Rechnung tragen und sie sogar für sich verwenden kann, weil sich jene sperrigen, nicht-gewünschten Texte zur Reflexion anbieten.

Teilweise findet in der französischen Sekundärliteratur schon eine solche Suche nach einem geeigneten Ort der Fallgeschichte statt, sei es in der Nutzung des Falls zur Reflexion von psychoanalytischen Identitätskonstruktionen und Rollenkritik, sei es in der Beschreibung des Falls als ästhetisches Ereignis: Dieses hat vor allem mit der französischen Rezeption von Fallgeschichten zu tun, die eine solche Reflexion quasi erfordern: Fallgeschichten sind in Frankreich mehr als in anderen Ländern „geliebte Objekte“ im Sinne von Tilman Habermas (1996). Sie sind verknüpft mit Vorstellungen von französischer und psychoanalytischer Identität. Fallgeschichten sind in Frankreich psychoanalytische „Geschichten“, Teil psychoanalytischer „Geschichte und Geschichtsschreibung“. Das „Schreiben der (Fall)Geschichte“, wie ich diesen Text in Anlehnung an den Historiker Michel de Certeau (1970) „L'écriture de l'histoire“ genannt habe, bedarf allerdings einer ausgeprägten Reflexion des Schreibens, damit es sich nicht im Kreis dreht und in den Windungen hermeneutischer Zirkel verliert: Denn dieses geschieht schnell, wenn der Autor sein Schreiben nicht reflektiert, sondern in Stereotype verfällt und statt einer neuen Geschichte zu einer Aneinanderreihung von Topoi gelangt, die sich ihm natürlich beinahe aufdrängen, insofern es sich um narrative Kerne handelt, die das Schreiben wesentlich erleichtern.

Doch schafft ein Autor es, den zu bekannten Topoi aus dem Weg zu gehen bzw. sich an ihnen abzuarbeiten, das Glatte zu fest gefügter lebensgeschichtlicher

---

Rekonstruktionen, das zu einfache Bild aufzubrechen und sich als Autor und Besitzer des Falls nicht allzu ernst zu nehmen, entstehen unter Umständen sehr lebendige Texte, in denen Ich-Erzähler (Analytiker) und Patient dem Leser beinahe zu Ansprechpartnern werden, die ihn interessieren, die ihn nach Parallelen in der eigenen Berufspraxis oder im eigenen Privatleben suchen lassen. Die lebendige, erzählte Darstellung bietet Raum für ein Innehalten, für einen Moment des lustvoll sich selbst relativierenden Erkennens im Spiegel der Fallgeschichte, die von einem ganz anderen berichtet – mit dem man plötzlich zusammentrifft – plötzlich im Sinne dieses „Augenblicks ästhetischen Scheins“ (Bohrer 1988): Ein Zusammentreffen verschiedener Wirklichkeitsräume. In diesem Sinne kann eine Fallgeschichte dem Schreibenden und Lesenden ein Möglichkeitsraum sein, in dem ein solches Erleben, das gleichzeitig Anschluss in Richtung Virtualisierung und Realisierung bietet, Platz hat. Anzieu (1991) hat einmal betont, daß er Raum zum „Träumen“ schaffen wollte. Gemeint ist damit weder der hermetische Nachttraum, noch der adoleszente Tagtraum, noch die „rêverie“, sondern ein Nachdenken, das Anschluss bietet an neue Metaphern und Theorien, was sich bei vielen französischen und anderen erzählenden Fallgeschichten durchaus realisieren ließe. In jedem Fall, gerade um dieses eher ruhige, sich auf diese erzählende, verallgemeinernde Rekonstruktion einlassende Nachdenken zu gewährleisten, bedarf es bei diesem Modell von Fallgeschichte einer gewissen theoretischen Aufbereitung sowohl der Textform selber wie der französischen Diskussion über diese Texte.

Der Beitrag enthält zwei Teile: Der erste Teil berichtet mehr oder weniger ins Einzelne gehend einige Charakteristika der französischen Fallgeschichte. Der zweite Teil versucht – aufbauend auf der französischen Sekundärliteratur – die Fallgeschichte im Hinblick auf ihren Beitrag zur Identitätskonstruktion und -reflexion und zur Schaffung eines Möglichkeitsraum für psychoanalytisches Nach- und Weiterdenken zu beleuchten. Dabei handelt es sich, was den zweiten Teil angeht, um eine schematisierende und die Sekundärliteratur zum Teil auch interpretierende Darstellung, die versucht neben dem aktuellen Stand auch die Zielrichtung der französischen Rezeptionsweisen aufzuzeigen. Dabei werden einige Aspekte der Rezeption und Diskussion natürlich auch vernachlässigt. Dieser Beitrag kann insofern kein vollständiges Bild der französischen Fallgeschichtenrezeption bieten, als die üblichen mündlichen Falldiskussionen nicht mit einbezogen werden können:

---

Dazu bedürfte es einer Untersuchung der französischen Fallgeschichte im Sinne der empirischen Literaturwissenschaften (Schmidt 1977), die aber noch aussteht – gerade aber wegen der hermeneutischen Zielrichtung der französischen Fallgeschichte einen evt. reizvollen Kontrast darstellen könnte und vieles präziser formulieren ließe, was hier nur angerissen werden kann.

## **Zu den Traditionen der französischen Fallgeschichte**

---

Der erste Teil enthält drei Punkte, die die französische Fallgeschichte formal und stilistisch auszeichnen, unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer der vielen französischen psychoanalytischen Schulen:

1. Der Fall als Text und Geschichte
2. Die Rolle von Theorie und Generalisierung
3. Art und Stellenwert ästhetischer Gestaltung.

Am Ende steht eine Zusammenfassung, die die Möglichkeiten und Grenzen dieses Erzählens von Fällen schematisch darstellt.

### **1.1 Fall als Text, Fall als Geschichte**

Die französische Fallgeschichte erzählt von einem Fall, der immer schon Text ist, Text mit Verderbungen und fehlenden Seiten. Der Fall in seiner ursprünglichen Gestalt ist unerreichbar, er ist das o.g. Reale, durchaus im lacanianischen Sinne, das ja sogar eine gewisse Gefahr für die symbolische Ordnung darstellt. Gerade deswegen, weil der Fall das „Reale“ ist, muß der Text – als Gegengewicht – schon immer Text sein. Die Dechiffrierung und Rekonstruktion der Verderbungen des Textes führt daher nicht zum originalen Fall, sondern zu einem Text, der seine Funktion als „Beschreibung“ des Fall in der neuen Rezeptionssituation besser erfüllen kann, letztendlich eine neue „Konstruktion“ ist (Viderman 1978; Fédida/Villa 1990; 1999).

Die Fallgeschichte konzentriert sich auf das Erleben des erzählenden Subjekts, das wie ein Filter auf die im Fall angelegten narrativen Strukturen einwirkt und sie mit seiner eigenen, individuellen Art zu Erzählen füllt. Der Fall wiederholt nach Couchoud (2002 und 2004) den partiellen Verlust und den Wiedergewinn symbolischer

---

Aneignung von Welt im Erzählen und ist je nach Orientierung des Autors mehr oder weniger einsames oder mit dem Analysanden geteiltes Unterfangen.

Vorteil dieser Art, den Fall aufzuschreiben, ist die Betonung des „ästhetischen“ Ereignisses „Fall“, das aber nicht im Raum der ästhetischen Illusion stattfindet, auch nicht stattfinden sollte, sondern wie ein Einbruch in einen geschützten Raum wirkt und das Empfinden auslöst, etwas sei sehr real, gegenwärtig und ginge gleichzeitig darüber hinaus, stelle eine Art Frage an das erlebende Subjekt (ebd.). Der Fall ist Einfall (Assoun 1990), Ereignis der Psychoanalyse (Kohn 2000), Krise des Analytischen (Mijolla-Mellor 1985), Abweichung von einer imaginären oder symbolischen Ordnung (Lyotard 1990), u.ä.. Aulagnier (1984) spricht immer wieder von „rencontre“, Begegnung. Um diese Erfahrung des Anderen – ob man nun damit das Wahrnehmungserlebnis oder die Erfahrung eines tiefen Bedeutungszusammenhangs meint – vermitteln zu können, darf und muß jeder erzählen, wie er will – was für den Autor dann außer „Par où commencer?“ - Womit anfangen? (Kahn 1990) oder „Comment dire“ - Es wie sagen? (Anzieu 1990) noch ein paar mehr Fragen aufwirft, z.B. was er bewirken will, und ob das, was er will, mit den Wünschen seiner Rezipienten vereinbar ist.

Wegen dieser Bestimmung des Falls als Aufgabe für das erzählende Subjekt, gilt in Frankreich sicherlich, was Buchholz & Reiter (1996) für Deutschland festgestellt haben: Die Fallgeschichte als formal stabiles Genre gibt es nicht, die Texte sind lang oder kurz, besprechen den Verlauf oder eine einzige Szene, sind am Geschehen oder an der Theorie orientiert. Trotzdem sind alles psychoanalytische „Fallgeschichten“, insofern sie einen Fall und eine Geschichte enthalten und sich an psychoanalytischen Konzepten orientieren.

Sie verbindet das, was Keitel (1986) als Modell der „theoretischen Psychopathographie“ beschrieben hat: Es sind narrative Texte mit deiktischen Elementen, die den Leser zum Teilhaber oder Zeugen des quasi gegenwärtigen Geschehens machen, das gleichzeitig auf einen allgemeinen Wirkungszusammenhang hinweist.

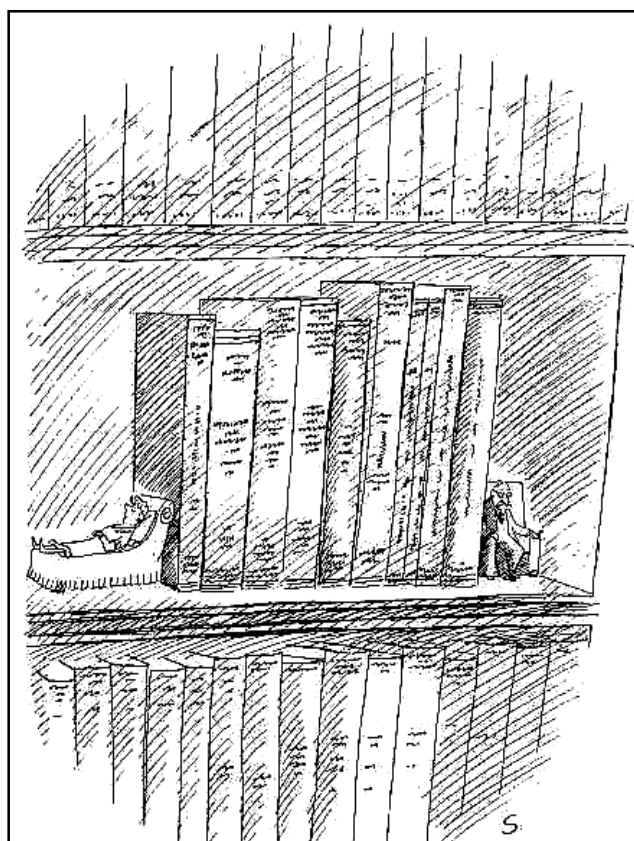
Die Basis dieses Erzählens ist die medizinische Fallgeschichte des 19. Jahrhunderts. Im Mittelpunkt steht eine Pathologie, die in der Beziehung von Behandelndem und Behandeltem quasi als drittes Element fungiert (Pigeaud 1990) und für eine mehr oder weniger dramatische Entwicklung sorgt. Über die Referenz auf andere oder eigene Autorität, vor allem Theoriebezug, profiliert ein Fall den Angehörigen der

Profession, aber auch die Profession. Niemand außer anerkannten Professionellen kann einen Fall als Fall aufschreiben – hier wird der Unterschied zu Fallgeschichten, die sich für das reale Geschehen selbst stärker interessieren besonders deutlich: Eine Behandlungsstunde aufschreiben oder protokollieren darf unter Einhaltung der Schweigepflicht letztendlich eigentlich jeder.

Ziel ist die Generalisierung des Singulären und die Konkretisierung der Theorie: Die „theoretische Psychopathographie“ soll die Ordnung wiederherstellen, die durch die Abweichung, die der Fall ist, verloren ging, und neuer Unordnung vorbeugen. Darin sind sie letztendlich schon theologischen Kasuistiken verwandt, nehmen eine ähnliche, die Lehre erhaltende Funktion ein (Gagey & Gagey 1990). Allerdings, und dort hört die Analogie auf, gibt es in Frankreich gewiß keine „eine und allgemeine“ Lehre, ist die Fallgeschichte sogar Ausdruck der Zersplitterung der französischen Psychoanalyse, werden an ihr die vielen Möglichkeiten deutlich, das dargestellte Geschehen einzuordnen.

## 1.2 Theorie im Fall und um den Fall herum...

Die Rolle der Theorie, der metapsychologischen Erklärungen und Deduktionen, ist in der französischen Fallgeschichte beinahe folgerichtig nicht zu unterschätzen und spielt in der Diskussion des Falls eine herausragende Rolle. Man könnte sagen: Sie schafft da Ordnung, wo das Erzählen nicht genügt, ist also eine Art der Ergänzung des Erzählens, füllt jene Lücken, die durch narrative Wahrheitskonstruktion nicht



geschlossen werden können, bzw. weist auf jene Lücken hin, kann als antizipierende Dekonstruktion der Erzählung verstanden werden – auch wenn sie natürlich niemals alle Brüche in der Erzählung überbrücken und mit einer Klammer versehen kann und immer noch genügend bleibt, das Fragen aufwirft, anders gedacht werden kann. Nicht zuletzt lassen sich ja auch die Generalisierungen wiederum auf ihre

---

Kohärenz, ihre Verbindung zum Geschehen befragen: Läuft die Geschichte, die quasi auf der Ebene des Kommentars (in der Epikrise) entworfen wird, wirklich parallel zu der Geschichte, die vom Fall erzählt wird? Wirkt sie wirklich erhellend – oder verdunkelt sie ganz im Gegenteil das Geschehen, läßt es um so mehr im Korpus psychoanalytischer Texte verschwinden, statt es als Element der – letztendlich niemandem gehörenden – Realität auszuweisen?

Der theoretische Kommentar wird in Frankreich oft in einer Weise verwendet, die den dyadischen Raum, das Geschehen, kaum antastet, quasi daneben steht und eher als Kontrastelement des Textes, denn als wirkliche Ausdeutung erscheint: Denn es findet, wegen einer gewissen Verselbständigung des theoretischen wie des erzählerischen Diskurses oft kein wirklich homogener Übergang zwischen Meta-psychologie, der letzten Ebene der Generalisierung und Abstraktion und den ersten beiden Ebenen, der Erkenntnisgewinnung, den klinischen Daten und der klinischen Interpretation statt (Waelder 1962, zitiert nach Schüle 1999, S.83): Vielmehr klaffen beide auseinander. Damit wird das Geschehen in der Behandlung nicht unbedingt besser verständlich (nach welcher Theorie handelt der Analytiker, was leitet seine Interventionen?). Wenn das Geschehen dann nicht besonders ausführlich berichtet wird, wird es schwierig zu erkennen, was eigentlich geschieht, und der Leser muß mutmaßen. Doch wichtiger ist für die Leser und Zuhörer die Zähmung des Falls durch eine Argumentationspraxis. Dieses gilt nicht nur für psychoanalytische Fälle, sondern ist ein Erbe französischer Argumentationskunst im Allgemeinen, in deren Mittelpunkt vor allem die Erhaltung des verwendeten Diskurses steht, der auf einen Gegenstand *angewandt* wird, statt aus ihm hervorzugehen. Die angewandte Theorie holt das Geschehen aus seiner Privatheit, kann die „privaten Theorien zum psychoanalytischen Handwerk“, wie Streeck (1995) es genannt hat, objektivieren (statt sie der Erforschung zugänglich zu machen, wie es außerhalb Frankreichs eher das Ziel wäre).

Man kann es so ausdrücken: Die Theorie ist der Kontrapunkt zum Geschehen, unterstützt, orientiert das Erzählen auf ein Ziel und vermittelt quasi zwischen Himmel und Erde, stellt Verbindungen her zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit, holt das herausgefallene Singuläre wieder in das Allgemeine zurück. Ihr gelungener Einsatz ist das eigentlich Wichtige für die meisten Autoren. Im Extremfall kann eine Fallgeschichte so wirken, wie hier in der Karikatur von Sempé.

---

Darüber, wie nun Theorie und Fallgeschehen zusammen gehören, haben sich zwangsläufig viele französische Autoren Gedanken gemacht. Cyssau unterscheidet drei „fonctions théoriques du cas“.

*Abbildung 1: Theorie-Funktionen der Falldarstellung nach Cyssau (1999)*

a) die eigentliche Falldarstellung als Beispiel für die Theorie: Eine Meinung, die so auch von McDougall vertreten wird, sich aber kaum auf ihre große Monographie ([@welche ist gemeint, Angabe@](#)) und auch nicht auf ihre Vignetten anwenden läßt, die oft in Fortsetzungen erscheinen und an der spannendsten Stelle abbrechen. Fallgeschichten, die nur illustrieren, findet man bei Bergeret (1974), der mit seinen Vignetten auch nichts anderes will, als seine Klassifikation psychischer Störungen zu illustrieren. Grundsätzlich gilt, daß nur sehr kurze Fallgeschichten, sehr kurze und letztendlich an sich wenig gehaltvolle Vignetten nur illustrieren, die etwas längeren Fallgeschichten aber darüber hinaus so viele Brüche enthalten, daß sie die Theorie, die sie illustrieren sollen, gleichzeitig wieder in Frage stellen.

die Falldarstellung als potentielle Dekonstruktion von Theorien die – manchmal vom Autor in keiner Weise beabsichtigt - Lücken und Schwächen aufzeigen kann. Hier wird die Fallgeschichte zu einem „zu interpretierenden Text“, ist die Frage der Interpretation dem Leser zugeschoben, die Beziehung zwischen Geschichte und Theorie quasi beliebig, der Anspruch eines gewissen logischen Zusammenhangs mehr oder weniger aufgehoben. Weniger extrem findet sich eine solche Theoriefunktion des Falls natürlich in fast jeder längeren Fallgeschichte, weil alles nicht-schematisierte Erzählte Raum für Widersprüche bietet: In einer langen, detaillierten Fallgeschichte versucht Aulagnier (1984) ihre Theorien über den Zusammenhang von Wahn und nicht-interpretierbaren Erfahrungen darzustellen: Nur zeigt Philippe, ihr Patient, in den Dialogen, daß der Kontakt zu Aulagnier, die sich affektiv engagiert, ihm viel mehr bedeutet. Ihre Theorie kommt wegen der philosophischen Prägung Philippe entgegen und trägt dazu bei, ein klares und einfühlsames Bild des Patienten zu zeichnen: Aber sie zeigt damit eben nur eine Seite Philippes, trägt dazu bei, einen sicherlich wichtigen Teil seiner Geschichte zu (re)konstruieren, aber kann der affektiven und imaginativen Dimension nur bedingt Rechnung tragen. Sie erscheint damit vor allem als etwas, was sie selber „pare-



---

fantasme“, „Schutz vor Phantasmen“, genannt hat. Theorie kann auch im Sinne einer Abwehr verwendet werden, wie Colin (1990) es zeigt: Er berichtet in seinem Aufsatz „Cas urgent“ nicht eine Fallgeschichte, sondern die Geschichte eines Falls. Er beginnt mit dem Selbstmord eines jungen Mannes, ein Sprung von einem Hochhaus der Banlieue, ein das Leben beendender „Fall“, der nicht zwangsläufig ist und sich eigentlich durch keine narrative Konstruktion von einem gelebten oder ausweglosen Leben auffangen ließe. Doch genau das versuchen die mit diesem Selbstmord befassten Professionellen, die den „Fall“ erst zu einem „Fall“ machen: Sie vermessen den Ort des Sturzes, machen sich Gedanken über seine Vorgeschichte, holen Vorurteile über schlecht funktionierende Beziehungen hervor, sprechen von „régression narcissique“ und beklagen die mangelnden Gelder zur Vorbeugung von suizidgefährdeten Personen – um sich von diesem Geschehen zu befreien, um vor allem dem Schwindel aus dem Weg zu gehen, der sich bei der Vorstellung des Absturzes einstellt. Tragisch nur, daß der Betroffene all diesen Theorien nicht mehr widersprechen kann und er dem Theoriekorpus nicht nur einverleibt wird, sondern sogar „verstoffwechselt“, „métabolisé“, wie Colin es (in Anlehnung an die Theorie Aulagniers) ausdrückt. Bei diesem Extrembeispiel ist natürlich der Zusammenhang von Theorie und Geschehen besonders schwer herzustellen. Wie soll man angemessen über etwas sprechen, das Schwindel bereitet? Letztendlich lässt sich bei manchen Fällen tatsächlich nicht mehr eine Fallgeschichte erzählen, sondern nur noch die Geschichte des Falls quasi von außen beobachten, weil der Fall fast jede Theorie, die versucht sich vom emotional aufgeladenen Geschehen zu entfernen, dekonstruieren würde.

c) die Falldarstellung als Realisierung und Umschreibung von Theorie. Die radikalste Position vertritt hier Anzieu (1990), für den Erzählung und Theoriebildung auf den gleichen narrativ-metaphorischen Strukturen beruhen und damit beide aus einem „mythischen Reservoir“ entspringen (bezieht man Lenks Vorstellung der „Kreatapher“ {Lenk 2000} ein, erscheint diese Position nicht so radikal, wie es auf den ersten Blick scheint: Letztendlich liegen auch wissenschaftlichen Theorien gewisse „Gestalten“, räumliche und zeitliche Ordnungen zugrunde). Seine unten vorgestellte Vignette geht in diese Richtung. Assoun geht von einem zeitlichen Verlauf aus: In Anlehnung an die „Epikrise“ entwickelt er die Idee einer „posthistoire“, einer Rückblende, die den Fall in Richtung Metapsychologie orientiert. Bei diesen Positionen, der Fall als Transformation von Theorie und die Theorie als

---

Transformation des Falls, ist der Zusammenhang weder von vorne herein gegeben, wie beim Fall als Beispiel, noch beliebig, wie bei der dekonstruktiven Funktion. Vielmehr hat der Zusammenhang eine große Bedeutung. Bergeret (1995), dessen Vorstellung auch eine gewisse Bewertung gelungener Theorieführung erlaubt, nimmt an, daß es eine Entwicklung von impliziten zu expliziten Theorien gibt und die Fallgeschichte etwas von dieser Entwicklung spürbar machen sollte. Fallgeschichten, die diesen Zusammenhang nicht kenntlich machen, sind in diesem Sinne nur bedingt brauchbar.

Im folgenden Modell, entwickelt nach Stierle (1973a, b), einem in den Literaturwissenschaften sehr geläufigen Strukturmodell narrativer Texte, greife ich diese Vorstellung auf. Das Modell kann nochmals veranschaulichen, wie der Zusammenhang von theoretischem Kommentar und Erzählung des Geschehens zusammenhängen. Die französische Fallgeschichte kann man sich auf Basis dieses Modells als einen zweigleisig laufenden Text vorstellen, bei dem die „Geschichte“ und ihr Text, die sich aus dem Fallgeschehen entwickeln, durch einen theoretischen Diskurs ergänzt werden, der seine Wurzeln in den impliziten Theorien hat, die im Fall verwendet werden.

*Abbildung 2: Modell der Struktur der narrativen Gattung „Fallgeschichte“ nach Stierles Modell der Struktur narrativer Texte (Stierle 1973 b)*

---

### 1.3 Ästhetisierung und Literarisierung

Auch die Ästhetisierung und Literarisierung ist in gewisser Weise „typisch französisch“ und nicht nur auf die Psychoanalyse beschränkt und auch nicht nur logische Konsequenz aus dem „ästhetischen“ Verständnis des Falls: Quasi schon durch die Schulbildung bedingt ist das Interesse an einer eleganten Verwendung der französischen Sprache, bei der – klassizistischen Idealen nachfolgend – die „clarté“, „pureté“ und „simplicité“ eine größere Rolle als die Individualität spielt. Dieser klassizistische Stil führt zu einem schnörkellosen Umgang mit emotional besetzten Begriffen. Es ist ein Sprechen, das sich nicht selber liebt (und damit auch sich in sich selber verliert, doppeldeutig, widersprüchlich, angreifbar, absurd, aber eben auch lebendig werden kann), sondern die Klarheit der Argumentation, die größtmögliche Übereinstimmung von Inhalt und Form und das Unmäßige der barocken Sprache ablehnt. Lacanianisch beeinflusste Fallgeschichten verwenden oft jenen Stil, wenn sie sich nicht an bloße Phänomenbeschreibung halten: Lacan kann man hierfür, zumindest, was seine „Ecrits“ und „Séminaires“ angeht, nicht dafür verantwortlich machen – seine Nachfolger haben seine manieristischen Sprachspiele leider kaum als „Spiele mit der Sprache“ rezipiert.

Doch der erzählerische Kern, der ja oft weniger von unlösbaren Konflikten als von der *conditio humana* handelt, bedarf eigentlich eines Erzählens, das offen ist für Doppelsinn und Humor, die Banalität des Alltags und die klassizistischer Ästhetik widersprechenden individuellen Zugaben. Viele französische Autoren tun sich schwer mit solchen, dem schreibenden Ich entgleitenden Ausdrucksformen. In einem Sammelband von Gérard und Dominique Miller (1990) mit dem Titel *Psychanalyse 6 heures ¼*, der auf die „Kurz Sitzungen“ der lacanianischen Psychoanalyse anspielt, erscheinen die Personen wie Figuren des Unbewußten, herbeizitiert vom eigenen Begehren. So handelt die erste Beschreibung von einer Patientin, die, mit einem Regenmantel angetan, klein, zierlich und sehr natürlich, so gar nicht wirkt, als wollte sie zum Psychoanalytiker, sondern vielleicht eher zum Allgemeinmediziner nebenan – aber sie empfindet ihre Schicksalsschläge als ihr ureigenes Schicksal, dem sie nachforschen will... Hier verschwindet der reale Mensch mit seinen an den anderen adressierten Gefühlen und Wünschen, ist nur noch Figur auf der Bühne einer Psychoanalyse. Der „Blick des Anderen“ ist es, der sich in den Personen spiegelt, statt sie in sich zu spiegeln und ihnen mit dem Abbild auch einen begrenzenden und konkretisierenden Rahmen zu geben. Statt der „menschlichen Person“, mit dem es

---

die Psychoanalyse zu tun hat (Tress 1995), trifft man hier auf eine Art psychoanalytischer Chirurgie, wie sie Freud mit seinem Gleichnis des Analytikers als Chirurg sicherlich nicht gemeint hat - und dieses eben vor allem unterstützt durch einen eleganten Diskurs, der die Brüche in den Geschichten verwischt, unkenntlich macht, statt sie - was auch durchaus möglich wäre - deutlicher zu machen und der Geschichte damit ein gewisses Leben einzuhauchen. Der Stil hat hier eine ähnliche Bedeutung wie die Theorie: Er verhindert noch mehr den Einblick ins Persönliche - möglicherweise, weil es als etwas Privates empfunden wird, das die Öffentlichkeit nicht erfahren muß, möglicherweise aber auch, um dieses Persönliche zu mystifizieren, die psychoanalytische Praxis zu mystifizieren, indem die dargestellten Menschen quasi zu Allegorien der Psychoanalyse werden.

Eine weitere Aufgabe der literarischen Anleihen ist die Kenntlichmachung des kulturellen Hintergrunds, quasi eine Einordnung der Fallgeschichte in gewisse literarische Traditionen.

Doppelsinn und Humor schlagen sich weniger im Stil als z.B. bei der Namensgebung nieder: Besson nennt seine Protagonistin „Laura“, deren Name Petrarcas Laura assoziieren läßt. Lefort (1980) nennt ihre kleine, sehr zurückgezogene Patientin „Nadja“, und erinnert damit an André Breton und sein photographisches und schriftstellerisches Experiment über eine Frau nahe der Psychose. Anzieu verwendet mit Vorliebe Namen der griechischen Mythologie, wie Marsyas, Pandora etc., so daß man die Vignetten beinahe für Legenden halten könnte, die den Namen erklären. Loewenstein macht sich das Alphabet zunutze: Die erfolglosen Analytiker seiner Patientin Mme N. (er selber ist ja M. L.) heißen Docteur X., Y., Z.. Serge Leclair beginnt den ersten seiner „Drei Fälle von Zwangsneurose“ wie eine orientalische Erzählung: „Wenn noch weniger Schnee gefallen wäre, wenn ich mit mehr Eifer bei der Sache gewesen wäre, dann hätte ich ihnen heute abend sicher eine hübsche, gut konstruierte Arbeit vorlegen können, gut durchkonstruiert wie ein sauber proportionierter Tempelgang mit Rasen und Blumen davor, aber – ich bitte um Entschuldigung - wir sind mitten im Bau und der Rasen ist zertrampelt.“ (Leclair 1970, S. 125)

Manchmal wird versucht, durch Bezug auf literarische Elemente die Reflexion des Schreibens und die Konstruktion des Falls als Geschichte zu unterstützen: Aulagnier überschreibt ihre Fallgeschichten mit „Histoires pleines de silence et de fureurs“ und verweist damit auf Faulkners damals populäres „Bruits et fureurs“. Beim Lesen von

---

Maud Mannoni (1970) glaubt man, bei einer Visite in einer psychiatrischen Einrichtung dabei zu sein. Eine Vignette von Anzieu (1990) ist einem Text Becketts nachgebaut, enthält innere Monologe unterbrochen durch ein „Bing“, bei dem man entscheiden darf, ob es sich um ein Geräusch oder eine Leerstelle handelt, an der ein geistiger „Sprung“ stattfindet.

Die Produktivität der Verfahren ist, wie man merkt, sehr unterschiedlich, und man müßte sich Gedanken machen, welche Art und Weise der Darstellung von Fällen angemessen ist: Sollte man, wie Bergeret bezüglich der Verbindung von Observation und Theorie, einen gewissen Zusammenhang fordern? Anzieu (1990) und Donnet (1990) fordern die Anpassung der Darstellung an das Dargestellte: Die Darstellung von Einzelsitzungen sollen dem Dialog, auch dem inneren Dialog des Analytikers Rechnung tragen (Anzieu ebd.), die den Rahmen des Settings berührende (Inter)Aktion darstellen (Donnet ebd.). Darstellungen ganzer Behandlungen dürfen in der notwendigen Breite von der Interaktion zwischen Analytiker und Analysand erzählen. Anfang und Ende der Beziehung spielen hier eine große Rolle. Anzieu, der von „récit de récit“ und „récit de l'histoire“ spricht, fordert zusätzlich eine Reflexion dieses Erzählens ein, d.h. eine bewußte und begründbare Wahl der Darstellungsart (er begründet seinen „récit de récit“ à la Beckett dann auch mit den Konzepten des „monologue intérieur“ und der „intertextualité“). Assoun (1990) spricht dagegen vom „récit du symptôme“, dessen Aufgabe es ist, das Auftauchen und Verschwinden der Symptome begreiflich zu machen und im Vergleich zu den Beziehungserzählungen etwas trockenere, stärker medizinalisierte Erzählweise verlangt, um dieses korrekt darstellen zu können.

#### **1.4 Strukturelle Oppositionen der Fallgeschichte**

Ich fasse zusammen: Die Fallgeschichte enthält in dieser Lesart Spannungen und Gegensätze, strukturelle Oppositionen. Wie genau wird der Fall in seiner Gestalt als Kette von Ereignissen, von Stunden, Redehandlungen dargestellt, wie stark ist seine Überformung durch narrative Schemata? Wie sehr ist der Fall schon Theorie, wie sehr widersetzt er sich ihr, entzieht sich ihrem Zugriff? Wie stark ist der Fall in der Fallgeschichte als professionell oder persönlich Erfahrenes dargestellt? Wie lebendig erscheint der Kontakt, wodurch scheint das Schreiben motiviert zu sein: Durch den

---

Wunsch, etwas subjektiv Bedeutungsvolles zu schildern oder um eine eigene Vorstellung von Psychoanalyse zu mystifizieren?

Fallgeschichten dieser Art leben davon, daß der Autor, gehalten von seiner „Besetzung“ des Schreibens der Fallgeschichte, sich ein wenig mitfallen läßt. Denn an den Brüchen der Fallgeschichte macht sich deren Authentizität fest, getreu der Erfahrung, daß eine wahrscheinliche Tatsache erfunden sein kann, von einer unwahrscheinlichen Tatsache aber nicht erzählt würde, wenn es nicht etwas sehr Wichtiges für das erzählende Subjekt enthalten würde – und damit die Wahrscheinlichkeit größer ist, daß es auch „wahr“ ist – zumindest für das erzählende Subjekt. Die Brüche sagen, daß es sich um etwas Erlebtes handelt, nicht nur um etwas Vorgestelltes (Le Guen 2001).

### *Abb. 3 Oppositionen der erzählenden Fallgeschichte*

Jede Fallgeschichte schließt einen Lektürepaht mit dem Leser, wie Lejeune (1994) es für das Genre der Autobiographie beschrieben hat: Sie sagt dem Leser: Dies ist ein Fall, Ereignis der Profession, Erlebnis des Analytikers, das seine Spuren in ihm hinterlassen und ihn dazu gebracht hat, es aufzuschreiben, in seiner individuellen Art und Weise darzustellen, zu bearbeiten, umzuformen. Welcher Fall, was von einem Fall, wie ein Fall erzählt wird, ist also in keiner Weise beliebig. Durch diesen Paht sollen professionelle Lesarten induziert werden, die das Gleichgewicht zwischen >>littérature personnelle<< (autobiographische Texte, Tagebuch, Briefwechsel) und der >>littérature professionnelle<< halten, und Fallgeschichten als Berichte aus einer Praxis rezipieren, die gleichzeitig über diese hinaus-, durch Generalisierungen, ästhetische Gestaltung und literarisch-kulturelle Anleihen aus dieser individuellen Praxis in den Bereich des offiziellen psychoanalytischen Diskurses hineinreicht. Diese Fallgeschichten zeichnen kein realistisches Bild der Profession, sondern stehen quasi zwischen empirischen Methoden der Notation von Fällen, die nur etwas wert sind, weil sie tatsächlich stattgefunden haben, und den Gedankenexperimenten oder fiktiven Fällen z.B. der Philosophie oder der Rechtswissenschaft, die versuchen die Grenzen des Möglichen spürbar zu machen und bei denen „Realität“ oft verunklarend wirkt – zumindest haben diese beiden anderen Arten des „Denkens in Fällen“ (Passeron & Revel 2005 s.u.) in der französischen Psychoanalyse keine große Bedeutung, werden vielmehr als „nicht-psychoanalytisch“ wahrgenommen:

---

Das eine wegen der fehlenden Voranpassung an die Psychoanalyse, das andere wegen des fehlenden Bezugs auf die – als grundlegend wahrgenommene – psychoanalytische Klinik. Die erzählten Fallgeschichten stehen zwischen beidem: Offen steht ihnen wegen ihrer polaren Struktur daher die Reflexion des *Bildes*, das sie vom Fall und von ihrer Profession entwerfen. In diesen Fällen reflektiert sich Psychoanalyse, kann sie Bilder von sich entwerfen, kann sie sich aber auch bespiegeln, wie im zweiten Teil hoffentlich deutlich werden wird.

## **2. Das Schreiben der Fallgeschichte**

---

Im folgenden stelle ich das Lesen und Schreiben von Fallgeschichten als Reflexion und auch „Begründung“ individueller psychoanalytischer Identitätssuche im Sinne der Abbildung psychoanalytischer Realität, dem Lesen und Schreiben der Fallgeschichte als Suche nach individuellen präprofessionellen Zugängen gegenüber. Beide Arten, mit Fallgeschichten umzugehen, sind letztendlich gut denkbar. Wo die erste Lesart darauf zielt, den Text zu schließen, ihm Bedeutungen zu geben, die ihn zu einem Text machen, der diese oder jene Position unterstützt, da versucht die zweite Lesart ihn zu öffnen und offen zu halten. Die zweite Lesart spricht aus vielen Texten der Sekundärliteratur: Französische Analytiker schreiben sehr emotional über das, was die Fallgeschichte ist oder sein kann: Die Fallgeschichte ist Traum, tiefgründiges Märchen für die psychoanalytische Profession (Fédida u. Villa 1999), aber auch Ort der Katharsis (Mijolla-Mellor 1985), der Erholung, der Trauerarbeit und des Abschieds.

### **2.1 Fallgeschichten als Spiegel für ihre Rezipienten**

Fallgeschichten teilen mit mythischen Erzählungen, daß sie nicht beliebige Erzählungen sind, die nachträglich als etwas Bedeutungsvolles erfahren werden, sondern von etwas handeln, das von Anfang an eine Bedeutung für die Profession hat. Als „referentielle Erzählungen“ (Lejeune 1996) sind sie von vorne herein mit Vorstellungen über den Beruf und seine Ausübung, seine Grenzen und seine Reichweite verbunden. Sie sind mehr als übliche Erzählungen mit der Frage nach der beruflichen Identität verbunden, insofern sie Erzählungen aus und über eine berufliche Praxis sind. Fallgeschichten haben mehr als andere Geschichten die

---

Möglichkeit, ihren Rezipienten ein Spiegel zu sein: Sei es das eigene, schon bekannte Bild, sei es ein Bild, das durch den Spiegel von draußen herein geholt wird und das eigene Bild erweitert.

Die stärkere Verbindung mit der Identität ergibt sich dadurch, daß jeder Fall schon eine Art „Spiegelwirkung“ hat, insofern jeder Fall ein „Fall-für-jemanden“ ist. Ein Fall bestätigt den Professionellen in seiner Zuordnung zu einer Profession, in ihren Grenzen und Möglichkeiten, das aufzufangen, was aus anderen Rahmungen gefallen ist und nicht mehr enthalten werden konnte.

Die Fallgeschichte dokumentiert diese Versuche als etwas, das in der Realität stattfindet und die Fälle der Profession als sinnvolle „Aufgaben“ definiert. Durch diese dokumentarische Funktion kann die Fallgeschichte die Vieldeutigkeit der Realität abbilden, und gibt es meist mehrere mögliche alternative „Geschichten“. Der Leser darf aktiv werden und fühlt sich durch die selbst entwickelte Geschichte um so mehr anerkannt, betroffen und verstanden. Lejeune: „Was man gegen den Willen des Autors aus dem Text herausliest, erscheint einem immer wahrer und tiefgründiger“ (Lejeune 1996, S. 28): Was für die Autobiographie gilt, gilt auch für die Fallgeschichte: Der Leser macht aus dem Autor ein Gegenüber, an dem er sich mißt, das er nimmt, um sich von ihm abzustoßen, zu unterscheiden. Die freundliche, ungefragte Übereinstimmung von Autor und Leser bei klassischen fiktiven Texten, in denen der Autor nicht als Person auftritt, fehlt hier, fordert zu bewußter, aber deswegen nur noch stärker durchdachter Reflexion heraus. Harmonische Identifikationsmöglichkeiten gibt es natürlich trotzdem: Nämlich mit den Reflektorfiguren und dem Ich-Erzähler (der zwar, wie bei der Autobiographie mit dem Autor identisch ist, aber vom Leser, der den zeitlichen Abstand zwischen Autor, der aktuell schreibt, und dem Ich-Erzähler, der von der Vergangenheit erzählt, unterschieden wird), insbesondere, wenn persönliche Überschneidungen den Leser dazu bringen, ihm gern in ihre erzählte Welt nachzufolgen.

Erzählende Fallgeschichten können auch ein vorschnelles Gefühl von Evidenz erzeugen, z.B. durch einen geteilten „psychoanalytischen Dialekt“ oder das Verschweigen von Elementen, die dem Selbstbild von Autor und Leser widersprechen. Erzählende Fallgeschichten selektieren stark und deuten schon vor der Darstellung, was das Hineinnehmen nicht schon vorher fokussierter Elemente schwierig macht. Um so mehr muß das Material möglichst vollständig und



---

differenziert dargestellt werden und es sollte analog zu Körner (2003) auch offen gelegt werden, auf was der Rahmen des Falls aufbaut.

Fallgeschichten können aber auch Raum bieten für die Herausbildung der eigenen narrativen professionellen Identität. Es wird sogar davon gesprochen, daß das Schreiben einer Fallgeschichte neben der Analyse des Falls eine Art der Selbstanalyse sein kann: „Ecrire un cas, c'est faire son (auto)analyse.“ (nicht mehr auffindbare Internetquelle, Verfasser Jean-Michel Thurin). Mijolla-Mellor (1985) erinnert daran, daß das Schreiben einer Fallgeschichte oft mit der Supervisionssituation verglichen wird: Nur dass nun die Leserschaft den Autor supervidiert. Vor diesem Hintergrund wird nur noch verständlicher, warum viele Fallgeschichten so wenig vom Fall selber zeigen und so großer Wert auf die Theorie und die Darstellung gelegt wird. Anzieu (1990) kritisiert, daß es in Bezug auf Fallgeschichten nur zwei Möglichkeiten gibt: „Etre un héritier, être un hérétique“. Daß der Fall das Erwartete zeigt (und nichts besonders Individuelles enthält), wird durch den Stil verschleiert (ebd.).

Eine für den einzelnen Autor weniger komplizierte Auswirkung der Vervielfachung der Spiegelwirkung ist die Tatsache, daß sich erzählende, vor allem „große“ Fallgeschichten („monographies cliniques“) sehr gut eignen, um als „Gründerfallgeschichten“ gelesen zu werden und eine gewisse „geschichtliche“ Identität der jeweiligen psychoanalytischen Gruppe zu unterstützen: Jede psychoanalytische Schule/Richtung besitzt diese. Der offenbare Mangel an Fallgeschichten im Werk Lacans hat z.B. dazu geführt, daß seine an der Phänomenologie orientierte thèse de doctorat, der Fall der Marguérite Pantaine, zu einer solchen Fallgeschichte werden konnte. Weitere Gründerfallgeschichten sind – z.B. für die verschiedenen Richtungen der französische Kinderanalyse – McDougall (1960), Dolto (1971), Lefort (1980), für die neuere Kinderanalyse Brun (1992). Auch die o.g. Fallgeschichte von Aulagnier ist (wenn auch relativ spät nach der Gründung geschrieben) eine solche Fallgeschichte, mit der auch die OPLF (Organisation psychoanalytique de Langue Francaise), auch Quatrième Groupe genann), zu einem Ort wird, der Erzählungen mit generiert hat.

Vor allem aber erregt eine Fallgeschichte, die lebendig erzählt wird, bei den Lesern das Bedürfnis, sich über einen Fall zu verständigen, weil er ihnen mit dem Gefühl des Betroffenseins auch das der Betroffenheit vermittelt hat. Fallgeschichten können differenzierte Diskussionen anregen, in denen sich Personen quasi um den Fall

---

versammeln, ihn zu einem Fall ihrer Diskussion machen und versuchen ihre Schnittpunkte zu bestimmen. Die Fallgeschichte wird dann idealerweise von einem klinischen Ereignis zu einem sozialen Ereignis, wie es Overbeck (1993) – für die deutsche Falldiskussion – beschrieben hat. Die Fallgeschichte kann so – zumindest prinzipiell – *wie ein Märchen, wie ein Traum, ein Text* werden, mit dem – neben der Diskussion des Falls und der Theorie – auch bestimmte Reflexionsprozesse der Gruppe in Bewegung gesetzt werden können, der neue Räume erschließt, und zusätzlich auch Ausweich- und Erholungsmöglichkeiten schafft.

## **2.2 Fallgeschichte als Möglichkeitsraum**

Die zweite Lesart nutzt die Fallgeschichte als Raum: Raum für neues Altes oder altes Neues, ob vorgefunden oder erst erschaffen. Sie nimmt das Bild als solches ernst und nicht als Spiegelung einer Praxis oder einer Vorstellung einer geeigneten Psychoanalyse und beruht nach Jauß (1982) auf „aisthesis“, „poeisis“ und „katharsis“: *Wahrnehmung, Reflexion von Schreibprozessen und Identifikationen*. Es geht hier nicht um das „Umschreiben“, das Übersetzen, sondern um das „Umschreiben“, das Finden von Anknüpfungspunkten für andere Texte. Seine Wurzeln hat ein solches Lesen nicht nur im Inhalt, sondern auch in den Elementen des Stils, den verwendeten Bildern und Metaphern. Sie erzeugen ein „plaisir du texte“; „Lust am Text“: Grundbedingung für ein Herangehen, das den Text weniger als Gegenstand aneignen, denn als Raum nutzen möchte.

*Abbildung 4:*

*Elemente des „Möglichkeitsraums der französischen psychoanalytischen Fallgeschichte“*

Folgende Punkte bilden diesen Raum der Fallgeschichte ab: a) der Fall als dekonstruktives Element; b) der Fall als Bild; c) die Frage, ob man aus Erzählungen lernen kann. Zur Veranschaulichung stelle ich eine Vignette vor, letztendlich eher Anekdote und eher ungeeignet für eine am Inhalt orientierte Diskussion, die sich aber im Wunsch lesen läßt, Material zum Nachdenken zu erhalten: Denn sie reflektiert sowohl Fall als auch Geschichte.

---

**„Observation de Stéphane“ aus: Anzieu, Didier (1996): Das Haut-Ich, S. 289-290**  
Mischformen

Bei ein und derselben Person kann sich ein Teil des Selbst in seiner Funktion an einer bestimmten Gestalt des Haut-Ichs und ein anderer Teil gleichzeitig an einer anderen Gestalt des Haut-Ichs orientieren. Im folgenden ein Beispiel für eine solche Mischform.

*Beobachtung von Stéphane*

*Stéphane träumt viel, seit er während der Sitzungen liegt, und gibt sich viel Mühe, seine Träume zu verstehen, da er nach schwierigen Anfängen einer Analyse im Sitzen ein gutes Arbeitsbündnis mit mir entwickelt hat. Allmählich gelingt es uns herauszufinden, an welchen Stellen er in seinem Verständnis regelmäßig an seine Grenzen stößt: wenn er sich sagt, daß dieses Bündnis nicht ewig dauern kann und daß er womöglich feindliche Gefühle mir gegenüber empfinden und zum Ausdruck bringen wird; wenn deutlich wird, daß die verbale und physische Gewalt seines Vaters während seiner Kindheit und Adoleszenz so stark war, daß Stéphane die Freiheit genommen wurde, selber aggressive Gefühle diesem Vater gegenüber auszuleben.*

*Immer häufiger und ausgeprägter kommt es in den Sitzungen zu einem neuen Phänomen: Es gluckst in seinem Bauch. Es ist für ihn um so ärgerlicher und peinlicher, als es ihm sonst nie passiert. Die folgende Sitzung ist erfüllt von diesem Glucksen, dessen Sinn Stéphane nicht versteht. Auch ich habe keine Ideen dazu, denke darüber nach und ahne einen Zusammenhang zur Problematik der früheren Sitzungen.*

*Ich: Was da in Ihnen gluckst, ist die Aggressivität, und Sie wissen nicht, ob das Ihre oder die Ihres Vaters ist.*

*Stéphane bestätigt: Er hatte in diesen Tagen das Bild von Messerstichen in den Bauch.*

*In diesem Moment beginnt es auch in meinem Bauch zu glucksen. Es kostet mich Überwindung, mich deshalb nicht schuldig zu fühlen und nicht zu versuchen dieses Glucksen zu unterdrücken, sondern es als eine Folge von Stéphanes Übertragung auf mich zu verstehen. Ich deute ihm folgendes:*

---

*Ich: Ihr Vater brachte die Aggressivität, die ihm unangenehm war, bei Ihnen unter, um sich ihrer zu entledigen; so übergeben Sie mir dieses Glucksen, das Ihnen unangenehm ist, damit es zu meinem wird und nicht mehr Ihres ist.*

*Stéphane: Es tut mir leid, ich nehme es wieder zurück.*

*Tatsächlich gluckst es jetzt nicht mehr in meinem Bauch, während es in seinem wieder anfängt. Mein psychisches Ich, das nicht mehr von seinem Körper-Ich erfüllt ist, findet zu seiner Denkfreiheit zurück; ich sage mir, daß es nicht reicht, den latenten Triebimpuls (die Aggressivität) und den Abwehrmechanismus (die projektive Identifikation) zu deuten, ohne nach der spezifischen Bedeutung der vom Symptom betroffenen Körperstelle (topische Perspektive) zu suchen.*

*Ich: Dieses Glucksen findet im Bauch statt. Die Mutter und ihr Baby teilen sich ihre Gefühle direkt durch den Bauch mit.*

*Diese allgemeine Deutung ermöglicht es Stéphane endlich, die hybride Gestalt seines Haut-Ichs (halb Haut-Ich-Panzer, halb Haut-Ich-Sieb) in Worte zu fassen.*

*Stéphane: Ich bin wie eine Schildkröte. Auf dem Rücken habe ich einen Panzer, und der Bauch ist weich. Wenn ich auf dem Rücken liege, füllt sich mein Bauch, der durchlöchert ist, mit der Aggressivität der anderen, und ich kann mich nicht mehr aktiv umdrehen. Es ist die Übertragung, die es Stéphane ermöglicht, sich der besonderen Gestalt seines Haut-Ichs bewußt zu werden.*

Folgende Aspekte möchte ich kurz vorstellen:

1. Die Hinterfragung dessen, „was der Fall ist“. Hier: die Frage von Ver- und Entmischung vs. Verbindung und Trennung - durch Reflexion auf verschiedenen Darstellungsebenen und Textebenen:
  - a) Auf der Ebene des körperlichen Phänomens des Glucksens, das von Stéphane zu Anzieu und wieder zurück wandert.
  - b) Auf der Ebene der Kategorisierung von Stéphanes Fall als Mischform, ausgedrückt im Bild der Schildkröte mit weichem Bauch und hartem Panzer.
  - c) Auf der Ebene des Inhalts der sprachlichen Interaktion, die dazu führt, daß das Glucksen als Kommunikation bzw. kommunikationshemmende Aggressivität gedeutet wird.
  - d) Auf der Ebene der Interferenz von Geschehen und metapsychologischem Kommentar. Der Kommentar kontrastiert und klärt die Vermischung, die im Geschehen stattfindet. Wegen des harten Kontrastes verliert die Tatsache der

---

Vermischung nichts von dessen Wirkung. Der trieb-theoretische Ansatz der Kommentare wird dadurch relativiert. Ebenso erscheint er durch den Verlauf der Geschichte, die eine Entwicklung von der Entmischung der Triebe / Vermischung körperlicher Symptome zu Fragen von Trennung und Verbindung durch Kommunikation enthält, relativiert.

2. Die Etablierung und Hinterfragung dessen, was „erzählwürdig“ ist:
  - a) Die Vignette ist Erzählung mit Einleitung, Hauptteil und Schlußpointe. Stéphane und Anzieu sind durch affektive bzw. performative Doppeldeutigkeit ihrer Äußerungen sogar verschieden charakterisiert. Die Handlung ist lebendig, fast schon akrobatisch, wirkt verdichtet.
  - b) Sie enthält Elemente des Witzes: Das Glucksen scheint sehr gut gezähmt zu sein, was ebenso paradox wie erheiternd ist. Die Vignette geht auch in die Richtung Selbstbewitzelung, denn die Kontrolle hat Stéphane: Doch wie immer bei Selbstbewitzelung, bedeutet das Zeigen der eigenen Schwäche auch Etablierung anderer Wertmaßstäbe: Anzieus Mitbetroffensein eröffnet im Nachhinein Spielräume. Die gewisse Schlagfertigkeit und der Phantasie-reichtum Stéphanes ist auch ein Gütekriterium von Anzieus nicht unbedingt besonders eleganten, liebevollen oder einsichtigen Deutungen: Sie geben Stéphane gerade wegen ihrer mangelnden Brillanz Gelegenheit, seine Schlagfertigkeit zu entfalten.
  - c) Wie in einer gut erzählten Geschichte werden Affekte indirekt vermittelt. Dazu zählt z.B. das Gefühl von Beklemmung und Befreiung.
  - d) Die Pointe, die Rückkehr des Glucksens zu Stéphane, steht nicht am Schluß. Der Schlußsatz öffnet die Geschichte wieder, läßt sie als Teil einer sehr viel längeren Geschichte erscheinen.
  - e) Nicht zuletzt sorgen die erzählerischen Aspekte dafür, daß der Leser sich dieser Geschichte erinnern und in gewisser Weise daraus lernen wird.

An der Fallgeschichte kann sich „das Denken in Fällen üben, wie Revel & Passeron den von ihnen herausgegebenen Sammelband übertiteln (Revel & Passeron 2005), üben. Das „Denken in Fällen“ beinhaltet im wesentlichen drei Aspekte: Die Fallgeschichte kann durch ihre Widersprüche eine Dezentrierung bewirken: Sie bringt das logische Denken zu Fall, und auch zum Fall, insofern sie den Leser zwingt, vorgeprägte Vorstellungen zurückzustellen. Statt sagen zu können, wie es

---

„ist“, ist man gezwungen zu fragen, was man selber annimmt, sich in das Material nochmals und nochmals zu vertiefen, ohne zu einem wirklichen Ergebnis zu kommen. Gut geschriebene Fallgeschichten verhelfen damit vermutlich zu einer Art „Lockerungsübung“. Die Fallgeschichte regt auch an zum Denken in Bildern, Anzieu (1996) spricht von „penser par images“. Dieses Denken, das sich auf narrative Strukturen und Metaphern stützt, führt zwar nicht zu einem vollendet logischen Diskurs, ergibt aber etwas wie Freiheit im Denken, an ihr lässt sich auch das verallgemeinernde Denken reflektieren, lassen sich die genannten Brüche und Kontraste ausmachen und kann eine Sensibilisierung für diese erfolgen. Fallgeschichten dieser Art sind damit weniger Material, aus dem sich direkte Erkenntnis ziehen lässt, als ein Raum, in dem sich insbesondere individuelle Erkenntnismethoden reflektieren lassen. Unweigerlich wird man entdecken, wie metaphorisch die eigenen Theorien sind und wie häufig sie dazu dienen, sich festzuhalten, um nicht mitzufallen.

Erzählende Fallgeschichten stellen zusätzlich, und dieses erscheint mir als Literaturwissenschaftlerin besonders bedeutsam, auch ein Reservoir für Bilder von Patienten, Analytikern, Angehörigen, typischen Interaktionen her, zeigt Vorbildhaftes und weniger Vorbildhaftes, vermittelt Bilder der Praxis, wie es keine Beschreibung einer Technik kann.

Die Fallgeschichte schildert ebenso alltägliche wie gleichzeitig besondere Situationen. An ihr zeigt sich die Ausdruckskraft des Alltags. Sie hat teil an den „Mythen des Alltags“, wie sie von Roland Barthes (2003) beschrieben wurden, und die den stabilen Hintergrund für neue, individuelle Geschichten bilden und auf diese Weise gedankliche Bewegungsfreiheit erlauben (Barthes beruft sich auf das Konzept der Mythosvarianten von Lévi-Strauss).

Beeindruckend ist auch die Fähigkeit von Fallgeschichten, Gefühle beim Leser wachzurufen, ihn affektiv einzubeziehen, ihn nicht neutral zu lassen, was oben mit Betroffensein und Betroffenheit benannt wurde. Viele Autoren haben sich damit beschäftigt, wie Certeau, der an Freuds Studien über Hysterie vor allem die Darstellung von Affekten bewundert. Schuller (1990) versucht diese Fähigkeit mancher Fallgeschichten, etwas von der affektiven Prädisposition der Protagonisten auf den Leser übergehen zu lassen, im Konzept des „Textes der Hysterie“ zu fassen. Beeindruckend sind die Affekte aber erst, weil sie nicht von Dramenfiguren, sondern alltäglichen Personen stammen. Wer Fallgeschichten aus Neugier auf

---

psychopathologische Persönlichkeiten liest – was Laien durchaus tun –, wird enttäuscht werden, da er hier alltäglichen Personen begegnet. Der andere, ob Patient oder Analytiker, ist einem nah, und man versetzt sich gut in ihn hinein, gleichzeitig kann sich niemand *wirklich* an seine Stelle versetzen. Nutzt der Autor diesen Raum des Schreibens, ist der andere auch begehrte Person: Nicht „Figur des Unbewußten“, Schnörkel in der Sprache des Begehrens, sondern Person, die durchaus für sich selber spricht.

Die zweite Lesart ähnelt dem, was „wechselseitige Erhellung der Künste“ genannt wurde und jenseits des Mediumwechsels eine Antwort auf den Text mit den eigenen, persönlichen Mitteln ist: Der Text ist weniger Rätsel als Frage, und es geht nicht um die beste Deutung oder Lösung, sondern um eine Auseinandersetzung mit den möglichen Bedeutungen, sinnlichen Aspekten, berührenden Beschreibungen. Dieses Leseinteresse bedarf keiner Übereinstimmung zwischen Text und Leser, denn es versucht den Text, wo es geht, lebendig werden zu lassen. Es hat allerdings dort seine Grenzen, wo der Autor das Interesse am Fall und am Schreiben verloren hat.

### **Schlußbemerkungen**

Um die ganze Bandbreite des *Erzählens in, aus und für die Psychoanalyse* zu realisieren, müssen sich Suche nach der besten Deutung und Suche nach der besten Antwort ergänzen. Eine für beide Lesarten geeignete Fallgeschichte sollte wesentlich länger und genauer als die obige Vignette sein.

Die Grenzen des Erzählens aber auch der differenziertesten Fallgeschichte liegen dort, wo der Fall in seiner empirischen Dimension beginnt: Die französische Fallgeschichte sperrt sich mit ihrer individuellen und stärker literarischen Form gegen eine objektiv-wissenschaftliche Erforschung von Fällen, die genauer Transkripte und z.B. auch des Konsenses über diagnostische Fragen bedürfte. Die Grenzen liegen auch dort, wo das Erzählen der Analytiker durch das Erzählen der PatientInnen ergänzt werden müßte, wie von Schneider (1998) gefordert. Es geht nicht, daß die Fallgeschichte als Text betrachtet wird, von dem die Patienten nichts erfahren dürfen, wie von Furlong (2001) gefordert und von Kantrowitz (2004b) gezeigt.

Dringend notwendig wäre es außerdem, überhaupt mehr bzw. längere Fallgeschichten zu publizieren, insofern die Publikation längerer Fallgeschichten (über hundert Seiten) in den achtzig Jahren seit Bestehen der französischen Psychoanalyse das Dutzend kaum überschreitet und auch die mittellangen

---

Fallnovellen (über 20 Seiten) nicht gerade in sehr großer Zahl existieren. Eine Untersuchung der Gründe für diese Zurückhaltung wäre möglicherweise erhellend, und würde darüber hinaus Erkenntnisse über das Erzählen von Fällen in der französischen Psychoanalyse ergeben.

Die Grenzen des Erzählens lassen sich nicht aufheben, um so wichtiger erscheint es, andere Arten der Notation zu fördern. Wer sich aber für das Erzählen entscheidet, muß das Risiko eingehen, daß seine Erzählung anders klingt, als ursprünglich beabsichtigt. Das Ziel kann nie literarische Innovation, sondern nur der Versuch sein, etwas Vergangenes zu rekonstruieren, bzw. es immer wieder neu zu konstruieren. Daher sind vor allem Texte interessant, in denen das Erzählen nicht glatt und angemessen vor sich geht, sondern jene, in denen eine Auseinandersetzung mit den Schwierigkeiten dominiert, die das Erzählen des Falls begleitet, eben „Womit beginnen?“ „Wie erzählen?“ Auch der vom Standpunkt eines normativ<sup>2</sup> „gelungenen“ Erzählens gescheiterte Text ist aus dieser Perspektive noch interessant. Das Erzählen kann ähnlich wie die Deutung etwas über die Grenzen des Verstehens aussagen, ist ein Signal für den Leser, bis wohin ein narrativ geleitetes, nachvollziehendes Verstehen nicht nur möglich, sondern vor allem auch allgemein akzeptiert ist.

---

<sup>11</sup> Die folgende Präsentation ist ein Ausschnitt aus einem romanistisch-literaturwissenschaftlichen Dissertationsprojekt zur Menschendarstellung in psychoanalytischen Fallgeschichten, in der es insbesondere darum ging, wie Menschendarstellung und Falldarstellung miteinander verbunden werden und in dem als Untersuchungsmaterial französische Fallgeschichten verwendet wurden. Bis auf einige Besonderheiten aber gelten die Ergebnisse für Fallgeschichten im Allgemeinen und nicht nur für französische im Besonderen.